

Die graue Mauer.

Novelle von **F. v. Kapff-Essenther.**

1. (Nachdruck verboten.)

Herr Friedrich Bernhard Wertner, der Hauptaktionär und eigentliche Besitzer und Leiter einer der größeren hauptstädtischen Börsenzeitungen, saß mit seiner Familie beim Frühstück. Auf den prächtigen alten Bäumen des Gartens lag der milde Herbstsonnenschein. Die Thür, die vom Speisezimmer direkt hinaus in's Freie führte, stand offen, und die leuchtenden Farben eines überaus sorgsam gepflegten Blumenbeetes spiegelten sich in den mächtigen Scheiben. Nur ganz von fern drang das Geräusch der Hauptstadt hierher; die benachbarten Straßen waren sämmtlich asphaltirt, und nur befahren von den Gummiräder-Equipagen, die nach dem nahen Thiergarten rollten.

Die Tafel war mit feinen Speisen und Früchten, mit guten, schweren Weinen besetzt,

Kastell Toblino. (S. 315)

der Speiseraum selbst mit aller modischen Eleganz ausgestattet; doch fiel kein Detail auf — es war Alles so, wie man es etwa auf einer Ausstellung oder in einem vornehmen Magazin sieht. Es wäre nicht möglich gewesen, aus irgend einem Bilde, aus einer Blume auf den Geschmack der Besitzer zu schließen.

Zwei hübsche Kinder im Alter von sechs

bis acht Jahren spielten jauchzend auf der von röthlichem Weinlaub umrankten Terrasse; auch ein niedliches kleines Windspiel mischte sich in das Spiel der Kinder. Aber Keiner sah und hörte nach diesem anmuthigen Schauspiel. Der reiche Spekulant studirte mit finsterer Miene Kurse und Waarenberichte. Denn er war nicht nur bei der Börsenzeitung betheiligt, sondern auch bei einer ganzen Reihe industrieller Unternehmungen.

So hatte er unter Anderem nach und nach den größeren Theil der Aktien jener Papierfabrik erworben, die seit Jahren das Papier für seine Zeitung lieferte. Eben hatte er seinem Bankier Auftrag gegeben, möglichst den noch kursirenden Rest dieser Aktien für ihn anzukaufen, als plötzlich infolge einer unvorhergesehenen Konjunktur die Notirungen für Industriewerthe ganz erheblich stiegen. Zwar würde sich die entstehende Vertheuerung nur noch für einen kleinen Rest von „Stücken" geltend machen, aber ganz ohne Mehrkosten konnte es nicht abgehen. Und obwohl der Ausfall bei seinem Einkommen von fast einer halben Million jährlich gar nicht der Rede werth war, ärgerte es ihn doch.

Seine Frau, eine hübsche, zarte Blondine, nahm nicht die mindeste Notiz von der Stimmung ihres Mannes. Sie sah die Börsenzeitung niemals, obgleich im Feuilleton derselben auch Novellen und Romane erschienen; sie kannte die Papier-Aktiengesellschaft kaum dem Namen nach und hatte nur ein einziges, nie erlahmendes Interesse: ihre Nerven.

„Die Kinder werden künftig doch allein essen müssen," sagte sie verdrießlich. „Sie machen mir zu viel Lärm; Du läßt sie auch treiben, was sie wollen!"

„Sie spielen ja nur," meinte Wertner mürrisch.

„Aber dieser Lärm! Es ist unerträglich! Wer wird das hingehen lassen!"

Wertner war ganz und gar nicht bei der Sache; er mochte auch derlei Stoßseufzer gewöhnt sein. So antwortete er nachlässig: „Ich sehe doch nicht ein — wenn keine Gäste da sind . . . Uebrigens können ja die Kinder auch unten im Garten spielen. — Kurt — Annie! Geht hinunter auf eueren Spielplatz!"

Auch das war der Mutter nicht recht. „Aber," wandte sie ein, „wenn schlechtes Wetter kommt —"

„Vorläufig ist es doch schön, wie Du siehst!"

Mit scharfer, gereizter Stimme wurden diese Gegenreden gewechselt. Das „Fräulein", das noch am Tische saß, schnitt ein saures Gesicht; sie mußte den Kindern folgen. Und sie wäre doch so gern noch ein wenig dageblieben, hätte so gern noch von der Gänseleberpastete gegessen, noch ein Stückchen Ananas genascht. In diesem abscheulichen Hause hatte man ja nichts als das „bischen Essen". Ein freundliches Gesicht sah man nie, ein freundliches Wort bekam man nie zu hören. Aber das Essen war gut!

Die Gouvernante entfernte sich mit den Kindern; man hörte das lachende Geschäker der Kleinen verklingen.

Frau Wertner gähnte; ihr Gatte erhob sich mit einem flüchtigen Gruße.

„Du willst gehen?" frug Frau Lucie.

„Die Kurse von ‚Bruchmühl' steigen," entschuldigte er sich, „ich will zur Deutschen Bank."

„Aber wir haben doch heute Gesellschaft," hielt sie ihm entgegen. „Du willst mir wieder die ganze Sorgenlast allein überlassen — es ist rücksichtslos."

„Ach was, Sorgenlast!" rief er ärgerlich, „Charles und Marie sind doch so eingearbeitet! Ich weiß wirklich nicht — in Wahrheit hast Du keine Vorstellung von Sorgen!"

Er dachte an das Steigen der Kurse für „Bruchmühl" und erschien sich als ein von Sorgen übermäßig geplagter Mann.

„Natürlich," versetzte sie vorwurfsvoll, „Du denkst, die Dinge gehen ganz von selbst. Als ob man nicht an Alles selber denken müsse! Die Marie ist eine eingebildete Person, und wenn man ihr Alles überläßt, so weiß sie sich dann vor Hochmuth nicht zu fassen. Der Charles aber trinkt, weißt Du."

„Bitte, komme zur Sache — ich habe Eile," unterbrach er sie rauh.

„Die Köchin hat mich schon gestern gequält wegen der Braten," fuhr Frau Wertner klagend fort, „es wäre jetzt, bevor es Wild gibt, so schwer . . . Und mein Kleid sitzt nicht! Wie ich mich wieder über diese Modistin geärgert habe. Und dann die neue Heizung!"

„Mein Gott," schnitt er ihren Redestrom ab, „man heizt ja noch gar nicht bei dieser Wärme!"

„Glaubst Du?" Ach, wie sorgenvoll die arme Frau aussah! „Ich habe heute früh gelesen, das Wetter werde demnächst umschlagen!"

„Meinetwegen," sagte er grob. „Uebrigens bin ich überzeugt, daß die neue Heizung gut funktionirt, denn es war doch die allererste Firma, die sie herstellte."

„Ja," beharrte sie nach Frauenart, „Du verläßt Dich immer auf die Firmen, und Du weißt doch, wie wir uns damals mit der weltberühmten Firma Walker blamirten."

„Nun, was willst Du eigentlich?" herrschte er sie jetzt an.

„Du sollst mit der Köchin und mit Charles sprechen, natürlich auch mit Fräulein Marie! Warum soll ich immer die ganze Last allein tragen?" Und Frau Wertner legte ihren Kopf mit dem Ausdruck entsetzlicher Müdigkeit zurück. „Dort auf dem Büffet liegt das Menu — sieh' es doch an."

Eben wollte Wertner vollends in Zorn ausbrechen, als die Thür zum Speisesalon nach kurzem, starkem Pochen rasch geöffnet wurde. Ein junger, schlanker, sehr eleganter Herr trat ein; man erkannte auf den ersten Blick an der Aehnlichkeit den Bruder der Frau Wertner. Blond, blaß, zart, hübsch, nervös — nur nicht mit dem apathischen Ausdruck, vielmehr lebhaft, unruhig, das Gesicht von einigen derben „Schmissen" gekennzeichnet.

„Ihr habt euch wohl wieder gezankt," sagte er spöttisch. „Ich weiß gar nicht, woher ihr immer den Stoff dazu nehmt!"

Beide leugneten lebhaft. Nicht einmal vor dem Bruder, dem Schwager wollten sie dergleichen zugestehen. Es war doch unschicklich.

Eugen v. Gersdorf hatte sich inzwischen auf eines der Ledersophas geworfen. „Ich bitte Dich, Lucie," sagte er, „laß die Gänseleber-geschichte da wegnehmen, der Geruch ist mir zuwider!"

Frau Lucie klingelte. „Wir haben auch nicht davon gegessen," entschuldigte sie sich, „nur die Kinder und das Fräulein mögen die Pastete — mir ist sie zu fett — zu schwer im Magen."

Während der Diener mit den blüthenweißen Handschuhen abräumte, seufzte Eugen: „Ja, das Fräulein und die Kinder, die haben Appetit!"

Frau Lucie seufzte gleichfalls, dann aber sagte sie mit häßlicher Betonung: „O, diese Person! Es ist gar nicht zu glauben, was das zusammenißt! Zwar, es ist ja immer übergenug da, aber unbegreiflich bleibt mir's doch — der schmeckt Alles!"

„Die Glückliche," meinte Eugen lächelnd, „ich beneide die Leute, die Appetit haben! Ich habe nie welchen!"

„Ich auch nicht," klagte Frau Wertner. „Hast Du schon Pepsin versucht?"

„Nein, nein," wehrte der junge Mann ab, „daran glaube ich nicht!"

Wertner, der schon wieder Miene gemacht hatte, das Zimmer zu verlassen, war bei Erörterung des Themas Appetit stehen geblieben.

„Es soll gut sein," warf er jetzt ein, „ganz die Kost zu ändern! Reisen — aber Nationalspeisen essen!"

„Du hast über diesen weisen Rathschlag nicht nachgedacht, lieber Schwager! Welche ‚Nationalkost' willst Du denn essen? Die englische und französische haben wir ja; sollen wir etwa das gräßliche Oelzeug der Italiener genießen oder die steinharten spanischen Garbanzos mit Knoblauch und Pfeffer, oder türkischen Pillaw mit Hammelfett, oder böhmische Mehlspeisen mit Pflaumenmus? Das können wir einfach nicht!"

„Also Wasser und Brod," meinte Wertner.

„Die Nationalkost des Gefängnisses, und auch nur des ‚verschärften', das würde vielleicht helfen, aber auch nur auf kurze Zeit. Nein, nein, mein Lieber, glaube mir: Leute unseres Schlages haben überall so ziemlich die gleichen Bedürfnisse. Und schließlich — nicht essen wie ein anständiger Mensch, heißt auf alle Geselligkeit verzichten. Genug — verzeih' mir — das ist Alles Unsinn! Reden wir von etwas Anderem! Ich finde, nichts verdirbt so sehr den Appetit, als das Reden über das Essen. — Ich muß die Wohnung wechseln. Wenn Du etwas Passendes für mich wüßtest, Lucie . . ."

Wertner ging jetzt; das Thema interessirte ihn nicht mehr. Das Menu wollte er später noch ansehen.

„Ich weiß nicht, weshalb Du umziehen willst, Dir wieder unnütze Unruhe und Scherereі machen," widersprach die immer müde Frau Wertner ihrem Bruder.

Eugen hatte sich eine Cigarette angezündet und lehnte behaglich in dem Schaukelstuhl, auf die prangenden Blumenbeete hinabblickend. Er verzog jetzt den Mund zu spöttischem Lächeln.

„Das glaube ich, daß Du es nicht begreifst! Wer hier haust, hier mitten im Grünen! Ich aber sehe von den Fenstern meines Salons gerade die häßliche, graue Seitenmauer von Kroll. Solche graue Mauer kann mich ganz melancholisch machen, ich mag das nicht sehen!"

„Du siehst es ja auch nur, wenn Du direkt zum Fenster trittst! Und wer sieht denn zum Fenster hinaus!"

„Ich," versicherte er lebhaft, „ich und sehr oft! Die Stube macht mich bedrückt, nervös, jede, sogar mein Salon, denn in Deinen Zimmern könnte ich überhaupt nicht hausen, die sind mir zu konventionell! Genug, ich sehe oft zum Fenster hinaus."

Jetzt lächelte Frau Lucie, wenn auch in ihrer apathischen Weise. „Du bist wirklich gar zu excentrisch, weißt schon nicht mehr, was beginnen! Eine passendere Wohnung für Dich gibt es gar nicht als die am Königsplatz. Du solltest Dich lieber verheirathen, um endlich vernünftig zu werden."

„Ich weiß nicht, warum Du mir die Ehe so sehr empfiehlst. Bist Du denn so glücklich?"

„Ich — glücklich?" Sie blickte verwundert auf. „Glücklich, welche Zumuthung! Wer ist glücklich? Man hat immer seine Sorgen, seinen Aerger, seine Plage. Unser Windspiel, unser Kakadu, die sind glücklich; nicht einmal die Kinder, die bald nicht mehr wissen, was sie sich wünschen sollen, sich demgemäß überhaupt über nichts mehr freuen können!"

„Vielleicht hast Du Recht," sagte Eugen nachdenklich; „ich habe aber um so weniger die Absicht, zu heirathen!"

„Du mußt," erklärte Frau Lucie jetzt mit einem Anfluge von Energie, „Du verzettelst

Dein Vermögen. Du hättest auch die Verpflichtung, zu repräsentiren — bist ein Gersdorf! Du solltest wirklich ein bischen zu Vernunft und Ordnung kommen. Es ist eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, besonders für Dich!"

Seit langer Zeit hatte Frau Wertner nicht so viel Wärme, so viel lebhafte Antheilnahme gezeigt. Aber es schien vergebens.

„Gib Dir keine Mühe," sagte er gelangweilt, „ich will nun einmal nicht!"

Er saß jetzt müde und gleichgiltig da, umspielt von der Lichtfluth, die durch die offene Thür hereindrang. Die Sonne war ganz über die Bäume heraufgekommen, während Lucie ihm die Schönheit, die guten gesellschaftlichen Beziehungen, den Takt der jungen Dame schilderte, die sie ihm bestimmt hatte: die älteste Tochter einer Jugendfreundin — ganz jung! Die Eltern reiche Hamburger, die den Winter in Berlin verlebten, um die Tochter einzuführen.

Eugen hörte kaum zu, während Lucie gerade jetzt ganz warm wurde.

Da kam Annie, das achtjährige Töchterchen Wertner's, hereingestürzt, laut lachend, gefolgt von dem bellenden Windspiel. Sie stürmte jubelnd auf den Onkel zu.

„Der Hurry — der Hurry" — es war der Name des Hundes — „denke Dir —"

Lucie stieß das Kind unwillig fort.

„Du mußt auch immer stören," sagte sie fast hart, „immer lärmen! Kannst Du nicht draußen bleiben, wenn ich mit dem Onkel spreche, Du unausstehliches Kind?"

Sie wollte die Kleine zur Thür hinaus schieben. Eugen aber sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf, und fiel seiner Schwester in den Arm.

„Laß das Kind in Ruhe!" rief er zornig, „was hat es Dir gethan? Es ist heiter, das ist sein gutes Recht!"

Lucie war anfangs ganz starr; es kostete sie Mühe, sich aufzuraffen. Endlich sagte sie, wie zu ihrer Entschuldigung: „Du weißt nicht, um was es sich handelt! Ich hatte schon vorhin wiederholt verboten, daß die Kinder so laut seien — sie fortgeschickt, und jetzt ist Annie genau so ungezogen wie zuvor . . . Du gehst auf der Stelle!"

Das Kind ging, nachdem der bittende Blick, den es auf Eugen geworfen, nicht erwiedert worden war.

„Entschuldige meine Einmischung," sagte Eugen jetzt trocken, „aber Du bist thöricht und ungerecht. Ich kann das nicht mit ansehen. Kinder sind nur wegen wirklicher Charakterfehler zu schelten, nicht wegen natürlicher Lebensäußerungen. Ohne Annie's Munterkeit käme mir euer Haus gräßlich vor."

„Du bist nicht nervös," vertheidigte sich Frau Lucie, „ich kann den Lärm nicht ertragen. Auch darf ein Mädchen nicht so wild, so ungeberdig sein. Genug — gestatte, daß ich mit einer Deiner Lieblingswendungen sage: das ist Unsinn!"

Er zuckte die Achseln, als lohne es nicht der Mühe, zu widersprechen; er war aufgestanden und wollte gehen. Was konnten sie Beide einander beweisen!

Da trat sein Schwager wieder ein. Wertner hatte telephonisch mit seiner Bank gesprochen und die Versicherung erhalten, daß man eine beträchtliche Anzahl Bruchmühl-Aktien noch zum gestrigen Kurse für ihn gekauft. Das hatte ihn einigermaßen beruhigt, nun konnte er sich wieder um andere wichtige Dinge kümmern.

Das Menu fand im Wesentlichen seine Billigung; er würde ja doch keinen Hunger haben. Auch mochte er sich nicht auf's Experimentiren einlassen; so wie man es bisher stets gegeben, so würde es auch diesmal recht sein. Jetzt hatte er die Liste der Eingeladenen zur Hand genommen.

„Ich vergaß, Dir zu sagen, liebe Lucie, daß es nun doch fünfzig Personen werden, zehn der hervorragendsten Mitarbeiter unserer Zeitung mit eingerechnet."

„Das macht ja keinen Unterschied," meinte Frau Wertner gleichgiltig; „vierzig oder fünfzig — einerlei. Verständige Dich nur mit dem Koch; bisher hat nur Marie mit ihm gesprochen."

Wertner konnte eine mißbilligende Bemerkung nicht unterdrücken. Aber er hielt auf Form, wenigstens in Eugen's Gegenwart. „Man sollte doch glauben, daß dieser Theil der Angelegenheit Dich auch interessire," bemerkte er.

„Ich habe noch mit meiner Toilette zu thun," erklärte Frau Lucie. „Das fehlte noch, sich um die Küche kümmern!"

„Nun meinetwegen," brummte Wertner.

„Also Schriftsteller gibt es diesmal bei euch?" begann nun Eugen, der es ganz besonders verstand, einem Gespräch im rechten Augenblick die ihm gefällige Wendung zu geben. „Da ist doch wenigstens ab und zu Jemand dabei, mit dem man reden kann!"

„Wer ist denn Irina Wallow?" fragte jetzt Lucie, die während dieses für sie völlig interesselosen Gesprächs nach der Liste gegriffen hatte. „Es ist doch komisch. Du setzest mir da Damen auf die Liste, die ich gar nicht kenne."

„Natürlich eine Schriftstellerin," berichtete Wertner; „wir begannen ja in der letzten Nummer eine Novelle von ihr."

„Ich sehe die Zeitung nicht an."

Auch das konnte Wertner nicht beleidigen; er mußte derlei gewöhnt sein. „Weiß ich," sagte er, „aber ich hatte Dir die Nummer eigens hingelegt — da liegt sie noch — Du solltest auf die Dame aufmerksam werden."

„Ach, mein Gott, ja," meinte Lucie nun, „ich habe schon etwas von ihr gehört, aber wo — wo?"

„Sie hat einen großen Erfolg gehabt mit einem Buche ‚Die Frau der Gegenwart', das wirst Du, solltest Du gehört haben. Derlei muß man wissen, liebe Lucie, wenn man einen Salon hat, wie den unseren."

„Ja, ja, ich habe davon gehört. Aber, mein Gott, diese Erfolge, was will das sagen! Uebrigens jetzt fällt es mir ein, die Gräfin Wanderström, die Schriftstellerin, erzählte mir von dieser Wallow. Ihr Vater sitzt im Zuchthause, glaube ich."

Lucie hatte sich jetzt aus ihrer apathischen Haltung aufgerichtet. „Nein, höre," fuhr sie nicht ohne Erregung fort, „das geht nicht! Diese Wallow darf nicht kommen, unter keinen Umständen!"

„Ach, mache nicht solche Sachen," antwortete Wertner, aus der Rolle fallend, „die Wallow hat einen großen Erfolg gehabt und das macht heutzutage salonfähig. Wer weiß denn auch, ob an der ganzen Geschichte ein Wort wahr ist!"

„Aber Bernhard," beharrte Frau Wertner, „Du wirst mich doch nicht zwingen, eine Person zu empfangen, die ich nicht sehen will! Ich bin's der Gräfin schuldig!"

Wertner befand sich in einer schlimmen Lage. Eigentlich billigte er die Anschauung seiner Gattin durchaus; andererseits aber . . .

„Liebes Kind," sagte er schwankend, „Fräulein Wallow ist doch nun einmal eingeladen, was sollen wir denn thun?"

„Nun, das muß rückgängig gemacht werden! Warum hast Du mich nicht vorher gefragt!"

„Ja, wenn ich nur wüßte, wie? Uebrigens, Du kümmerst Dich sonst gar nicht darum, wen ich einlade."

Eugen las die bezeichnete Novelle und hörte nur mit halbem Ohre zu. Die beiden Gatten stritten weiter, und Lucie erklärte schließlich, die Sache bei der Gräfin entschuldigen zu wollen, dafür aber Fräulein Wallow mit Ostentation abfallen zu lassen.

Wertner seufzte; Eugen aber fuhr plötzlich auf. „Du wirst artig gegen die Dame sein, Lucie," herrschte er die Schwester an, „oder Du hast es mit mir zu thun!"

„Du kennst sie?" stammelte Frau Wertner verblüfft.

„Ich habe sie nie gesehen, ihren Namen nur durch die Zeitungen kennen gelernt. Aber es wäre feige und jämmerlich, sie durch eine Einladung hierherzulocken, sie in Sicherheit zu wiegen und dann über die völlig Wehrlose herzufallen. Abgesehen davon, daß an der Geschichte Deiner Gräfin vielleicht keine Silbe wahr, oder die Tochter an dem Verbrechen des Vaters unschuldig ist — ganz abgesehen davon, hörst Du, Lucie!"

Mit gebieterischer Geberde trat er auf seine Schwester zu. (Fortsetzung folgt.)

Kastell Toblino.

(Mit Bild auf Seite 313.)

Von Trient führt eine Straße gegen Westen in das malerische Sarcathal. Durch einen düsteren Engpaß, Buco di Vela genannt, gelangen die Reisenden in ein üppiges Thal, zu dessen landschaftlichen Reizen die kahlen, bleifarbigen Bergzüge, die es einschließen, einen sonderbaren Gegensatz bilden. Eine Viertelstunde vor dem Dorfe Vezzano liegt der einsame, dunkelblaue See von Toblino mit seinem alten Schlosse, dem Kastell Toblino. Es erhebt sich, wie unsere Ansicht auf S. 313 zeigt, auf einer kleinen Halbinsel, gehört den Grafen v. Wolkenstein und hat im Inneren große Hallen mit verwischten Wandmalereien und im Hofe einen schönen Bogengang.

Die afrikanische Gottesanbeterin.

(Mit Bild auf Seite 316.)

Zu den am abenteuerlichsten gestalteten Insekten gehört die afrikanische Gottesanbeterin, welche uns das Bild auf S. 316 vorführt. Betrachten wir die sitzende Heuschrecke am Grunde des Bildes. Der Leib sieht mit seinen grünen, von Adern durchzogenen Flügeln einem großen Blatte nicht unähnlich, die Beine gleichen kleinen gestielten Blättern und die stabartig verlängerte Vorderbrust trägt stark bewehrte Raubbeine, deren letztes Glied auf das vorletzte zurückgeschlagen werden kann, wie eine Taschenmesserklinge in die Schale. Sind die Raubbeine in der Ruhelage erhoben, dann sieht die Vorderbrust eher einer mit Spitzen und Stacheln bedeckten Frucht oder einem knorrigen Aste ähnlich, als einem Theile eines lebenden Wesens. Die sonst so scheuen Insekten, auf welche die Gottesanbeterin lauert, sehen daher in ihr nichts Anderes, als einen Theil der Pflanze, auf der sie weilt, und fliegen arglos um sie herum. Sobald sie aber in die Nähe der Raubfüße kommen, werden diese plötzlich vorgeschnellt und das Insekt ergriffen. In aller Ruhe verzehrt dann die Gottesanbeterin ihre Beute, um sogleich dasselbe Spiel zu wiederholen.

Die Verstoßung der Cordelia.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Aus Shakespeare's erschütterndem Drama „König Lear" führt uns das wirkungsvolle Gemälde von T. Köppen (siehe den Holzschnitt auf S. 317) jene Scene des ersten Aktes vor Augen, worin Lear in blindem Jähzorn die unschuldige und schmeichlerischer Redewendungen unkundige Cordelia, seine jüngste Tochter, verstößt. Zu den Füßen des Königs kniet der Narr, links von ihm sehen wir die beiden ränkevollen Schwestern Goneril und Regan, während der hinter Cordelia stehende brave Kent vergebens seine Stimme erhebt, um dem König seine Verblendung zum Bewußtsein zu bringen. Mit großer psychologischer Feinheit zeigt uns Shakespeare gleich in diesen ersten Scenen den greisen König als einen Mann, der bei all' seinen bedeutenden Eigenschaften dennoch sein eigenes Temperament, seinen unglücklichen Jähzorn, der ihn fast unzurechnungsfähig macht, nicht zu zügeln vermag.

Die schwerste Pflicht.

Ein Bild aus dem Soldatenleben.

Von **Hugo Sternberg**.

(Nachdruck verboten.)

Der Oktobertag voll Regen und Melancholie war zu Ende gegangen; eine ungewöhnlich dichte Finsterniß hatte sich auf die ungarische Stadt Großwardein herabgesenkt.

Noch war's früh am Abende, allein schon konnte man kaum die Hand vor Augen sehen, und der junge Husarenoffizier, der am Fenster einer mit soldatischer Einfachheit ausgestatteten Stube stand, mußte Katzenaugen haben, wenn er da draußen etwas Anderes als die Lichtpunkte sehen wollte, die in den Häusern ringsumher erglühten.

Warum starrte er so unverwandt hinaus, und warum fuhr er so jäh zusammen, als die Uhr auf dem nahen Kirchthurme die siebente Stunde verkündete?

Das geschah ja alle Tage, und Lieutenant Bärenklau, so hieß der junge Offizier, hatte die dumpfen, gleichmäßigen Schläge oft genug gehört, ohne etwas Anderes dabei zu denken, als daß es eben so und so viel Uhr sei. Heute aber seufzte er schwer und bang bei den wohlbekannten Klängen, und der Ausdruck seines scharfgeschnittenen, interessanten Angesichtes wurde womöglich noch düsterer, als er es ohnehin schon gewesen.

„Wieder eine Stunde," kam es wie klagend über seine Lippen. „Noch zwei und dann —"

Schauernd verstummte er, denn es war ihm nur zu wohl bekannt, was dann geschehen konnte, wenn der Kadett Szolnoki von seiner Eskadron nicht mit dem Schlage der neunten Stunde vom Urlaube eingerückt sein würde.

Vor vier Tagen war's, da hatte Szolnoki beim Rapport um Urlaub gebeten, und wie immer bei solchen Anlässen hatte Oberst Simonyi, ein weltbekannter Held aus den Franzosenkriegen, der damals, im Jahre 1820 nämlich, das Husarenregiment kommandirte, auch diesmal offen bekundet, daß er nichts so sehr hasse, als das Urlaubgeben.

„Der Soldat gehört zur Fahne, seine Heimath ist das Regiment," hatte er dem Kadetten gesagt und so wenig Neigung gezeigt, seiner Bitte zu willfahren, daß der Eskadronschef bemüßigt wurde, dieselbe mit Hinweis darauf zu befürworten, die Anwesenheit des jungen Mannes, eines braven Soldaten, werde zu Hause dringend gewünscht.

Da war über Simonyi's wettergebräuntes Antlitz ein spöttisches Lächeln geflogen. „Muttersöhnchen!" hatte er in wegwerfendem Tone gesagt, den begehrten viertägigen Urlaub zwar ertheilt, den Offizieren aber sein Ehrenwort gegeben, Szolnoki ohne Gnade erschießen zu lassen, falls er auch nur um eine Stunde zu spät wieder einrücken solle.



Die afrikanische Gottesanbeterin. (S. 315)

Die Offiziere hatten einander daraufhin betroffen angesehen. Das war das Stärkste, was Simonyi an willkürlichen und grausamen Verfügungen bisher geleistet hatte. Es widersprach dem Geiste des Militärstrafgesetzes, aber es konnte trotzdem schlimme Folgen haben.

Wie, wenn sich der Kadett durch irgend einen bösen Zufall, z. B. einen Irrthum in der Zeit, wirklich verspätete? Oberst Simonyi war der Mann, sein Wort zu halten. Lieutenant Bärenklau hatte sich deshalb verpflichtet gefühlt, den Kadetten auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in die er sich begebe.

„Ich werde rechtzeitig wieder hier sein, Herr Lieutenant," war die Antwort gewesen. „Morgen früh reise ich ab, bin Abends zu Hause, bleibe zwei Tage dort und benutze den vierten Tag zur Rückkehr. Drei Stunden vor dem Zapfenstreich bin ich hier in der Kaserne."

Aber er war nicht hier, er hatte, das war offenbar, sein Versprechen nicht halten können. Seit zwei Tagen goß nämlich unendlicher Regen herab, und die Zeit war gekommen, wo in manchen Gegenden Ungarns die Wagen bis über die Achsen in Koth versinken und nicht mit zehn Pferden vorwärts zu bringen sind.

Auch Szolnoki's Gefährt mochte irgendwo in knietiefem Moraste stecken, und sein weiteres Vordringen zu Pferde sowie zu Fuß durch ausgetretene Gewässer und andere unvorhergesehene Hindernisse derart erschwert worden sein, daß sein rechtzeitiges Eintreffen in der Garnison gar



Die Verstoßung der Cordelia. Nach einem Gemälde von T. Köppen. (S. 315)

sehr in Frage stand. Seit einer Stunde schon wurde Lieutenant Bärenklau von diesem Gedanken gequält und fühlte eine Beklommenheit, die selbst dem Trostgrunde nicht weichen wollte, daß Szolnoki wohl wisse, was auf dem Spiele stehe. Und je weiter der Abend vorrückte, desto ärger wurde dieses drückende Gefühl.

Sein Grund war ein sehr natürlicher, wenn man will egoistischer. Bärenklau zitterte nämlich nicht so sehr für das Leben des Kadetten, als für seinen Seelenfrieden, denn wenn der Mann vom Urlaub zu spät einrücken und erschossen werden sollte, dann traf ihn die Pflicht, das Exekutionspeloton zu kommandiren.

Allerdings muß der Soldat darauf gefaßt sein, diese Pflicht zu erfüllen, und er erfüllt sie auch ohne Gefahr für seinen Seelenfrieden, wenn dadurch der Gerechtigkeit Genüge geschieht. Allein von Gerechtigkeit konnte in dem Falle, den ihm seine Einbildungskraft als sehr wahrscheinlich vorspiegelte, nicht die Rede sein. Es war vielmehr ein Akt der schrankenlosesten Willkür, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Bosheit, deren Werkzeug er werden konnte, ja werden mußte, wenn Szolnoki bis neun Uhr nicht zurück sein sollte.

Der Oberst hatte ja sein Ehrenwort gegeben, den Urlaubsüberschreiter erschießen zu lassen, und dieses Wort konnte er halten, ohne sich selbst zu gefährden, denn was hätte er, der Liebling des Kaisers, der Stolz der Armee, sich nicht erlauben dürfen? Sicherlich, seine Thaten wurden nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen, er stand über dem Gesetze.

Von diesen und ähnlichen Gedanken bewegt, ging Bärenklau ruhelos auf und nieder. Es wurde acht Uhr, der Kadett war noch nicht eingerückt. Die Trompeter bliesen den Zapfenstreich, der Kadett fehlte noch immer. Die langgezogenen Töne des Zapfenstreichs klangen dem guten Lieutenant heute wehmüthig, traurig wie ein Grabgesang.

Erst spät schlief er ein. Trompetengeschmetter weckte ihn. Er fuhr auf. Es war fünf Uhr Morgens. Die Tagwache wurde geblasen. Doch nein, das war das Alarmsignal. Rasch fuhr er in die Kleider und eilte auf den Hof hinab. Fackellicht erhellte den weiten Raum. In der Mitte desselben hielt hoch zu Roß der Oberst.

Seine Züge schienen unbeweglich, wie aus Marmor gemeißelt zu sein. Nur das Auge lebte und beobachtete das buntbewegte Treiben. Offiziere und Soldaten strömten von allen Seiten herbei und ordneten sich. Niemand sprach ein Wort. Ungewißheit lag auf Aller Mienen. Endlich war das Regiment formirt, und Stabsoffiziere, sowie Eskadronschefs wurden zum Rapport befohlen.

Jetzt begriff Bärenklau den Zweck der Alarmirung. Der Oberst wollte wissen, ob der Kadett eingerückt sei.

Der Rittmeister mußte es verneinen.

Simonyi lächelte. „Ich sagte es ja," meinte er wegwerfend, „Muttersöhnchen! Konnte sich nicht rechtzeitig von Mama losreißen, trotzdem er gehört hat, daß ich mein Ehrenwort gab, ihn erschießen zu lassen, wenn er sich auch nur um eine Stunde verspäten würde. Er hat wohl geglaubt, Simonyi spaßt oder ist nicht im Stande, das zu thun, was er sagt. Aber er soll sich getäuscht haben. — Herr Major," wendete sich der Oberst mit erhöhter Stimme an diesen, „der Kadett ist um vier Uhr Morgens angekommen und auf meinen Befehl sofort in Arrest gebracht worden. In drei Stunden wird er erschossen! Verfügen Sie das Weitere!"

Sprach's und ritt, sein Pferd herumwerfend, von dannen.

Bärenklau's Brauner machte eine heftige Bewegung. Er wollte aus der Reihe brechen, denn der Reiter hatte ihm die Sporen in die Weichen gestoßen. In ihm lebte nämlich der Wille, dem Obersten zu folgen, ihm zuzurufen: „Das ist unmöglich, ist Wahnsinn, das kann nicht sein! Wir leben im tiefsten Frieden, das Standrecht ist nicht in Kraft. Die Todesstrafe kann nur auf Grund eines kriegsgerichtlichen Urtheils vollzogen werden!" Allein schon sprengten Major und Rittmeister dem Kommandanten nach und gaben ihm zu bedenken, was dem Lieutenant durch den Kopf gefahren war.

Er hörte sie an. „Erfüllen Sie meinen Befehl, die Verantwortung trage ich!" sagte er dann, und die Herren mußten ihn verlassen.

Mit dem Erschießen war's nun furchtbarer Ernst geworden, und was Bärenklau befürchtet hatte, das geschah. Mit bebender Stimme befahl ihm der Rittmeister, den Kadetten fünfzehn Minuten vor acht Uhr aus dem Stockhause abzuholen, auf den Richtplatz, eine Wiese vor der Stadt, hinauszuführen und an ihm dort das Urtheil des Obersten zu vollziehen.

Das Urtheil! In des Lieutenants Brust empörte sich Alles. Im ersten Moment dachte er daran, seinen Säbel zu zerbrechen und dem Obersten vor die Füße zu werfen. „Suchen Sie sich ein anderes Werkzeug Ihrer tyrannischen Willkür, Ihrer Grausamkeit!" wollte er sagen, indeß er bedachte die Folgen. Das, was er vorhatte, war die größte Insubordination, es grenzte an Meuterei. Er lief Gefahr, deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt und ebenfalls erschossen zu werden. Und dies Alles, ohne dem Kadetten auch nur im Mindesten genützt zu haben.

Der Oberst wird befehlen und ein Anderer muß das vollbringen, dessen ich mich geweigert habe und mein Name wird mit Schmach und Schande bedeckt sein, dachte er und gab den Vorsatz auf, sich gegen den Obersten zu empören.

Mochte es denn sein! Er war Soldat und Gehorsam seine erste Pflicht. Die Folgen kamen über Simonyi.

Trotzig reckte sich Bärenklau empor und wählte das Exekutionspeloton: sechs der besten Schützen der Eskadron.

Indessen hatte sich der Rittmeister in das Stockhaus begeben und dem Kadetten angekündigt, was seiner harre.

Der junge Mann war anfangs sprachlos. Dann glaubte er, man scherze grausam mit ihm, und wollte das Entsetzliche nicht glauben. Es kostete Mühe, ihn zu überzeugen, daß der Oberst fest entschlossen sei, sein Ehrenwort zu halten.

Da weinte er um seine Eltern, um sein junges Leben. Warum sollte es verloren sein? Er hatte ja nichts verbrochen. Rechtzeitig war er gestern vom Hause ausgezogen, aber der Regen hatte die Gegend in einen See verwandelt, der weder zu Wagen noch zu Fuß zu passiren war, sondern umfahren werden mußte. Er hatte Zeugen dafür, daß nur Elementarereignisse die Ursache seines verspäteten Einrückens gewesen waren. Wär's Leichtsinn gewesen, er hätte ja desertiren können, so aber hatte er sich in der sicheren Hoffnung gestellt, Gelegenheit zur Rechtfertigung zu erhalten, und der Kommandant der Thorwache, der ihn auf Simonyi's Befehl sofort gefangen genommen, als er die Kaserne betreten wollte, hatte ihm auch gesagt, daß er zum Regimentsrapport bestimmt sei. Und so begehrte er denn, vor den Oberst geführt zu werden. Derselbe müsse ihn hören, bevor er ein Urtheil spreche.

Es war schwer, dem Unglücklichen begreiflich zu machen, daß dieses Urtheil bereits in dem Ehrenworte des Obersten enthalten sei, und daß er nur an dessen Gnade appelliren könne.

Endlich sah er's ein und legte seine Sache in die Hände des Rittmeisters und der übrigen Offiziere, wohl wissend, daß dieselben verpflichtet seien, den Obersten um Gnade anzugehen.

Der Rittmeister eilte denn auch mit drei Kameraden sofort zu dem Gewaltigen.

Vergebens! Er hatte sein Ehrenwort gegeben, und das sollte er brechen? — Nie!

„Geben Sie sich keine Mühe, meine Herren," sagte er, sich zu seiner ganzen Höhe stolz aufrichtend, „Simonyi weiß immer, was er zu thun hat. Senden Sie dem Manne den Pater und damit genug."

Was war zu thun? Der Regimentskaplan wurde geholt. Er war ganz entsetzt, als er hörte, warum der Kadett erschossen werden sollte.

„Das ist ja Mord!" rief er schaudernd aus und flog zu Simonyi.

Es gab einen heftigen Auftritt zwischen Beiden, einen Auftritt, der damit endete, daß der Priester den Obersten unter Androhung schwerer zeitlicher und ewiger Strafen verließ.

Dann suchte er den Unglücklichen auf. Volle zwei Stunden blieb er bei ihm, Stunden, die Bärenklau zur Ewigkeit wurden. Und je näher der verhängnißvolle Augenblick des Ausmarsches zur Hinrichtung heranrückte, desto weniger konnte er daran glauben, daß das Furchtbare wirklich geschehen werde.

Nein! Die Begnadigung mußte erfolgen. Der Oberst hatte die um Gnade bittenden Offiziere sicherlich nur deshalb abgewiesen, weil er das erlösende Wort erst im letzten Augenblicke sprechen wollte.

Das ist ja schon dagewesen, tröstete sich der junge Offizier, aber es war ihm doch elend zu Muthe, als das Signal zum Abmarsche ertönte.

Rasch formirte Bärenklau das Kommando in die bei solch' traurigen Anlässen üblichen zwei Züge, zwischen denen der Unglückliche seinen letzten Gang zu machen hatte. Jetzt erschien er an der Seite des Kaplans. Beide waren furchtbar bleich, aber ruhig.

Bärenklau konnte sich nicht enthalten, den Unglücklichen zu begrüßen. „In welch' furchtbare Lage haben Sie mich gebracht," flüsterte er ihm zu, und Jener mußte gemerkt haben, wie es um den Lieutenant stehe, denn seine großen blauen Augen flehten um Verzeihung.

Bärenklau drückte ihm die Hand.

„Marsch!" kommandirte er dann, und verließ die Kaserne. Die Leute auf der Straße blieben stehen. Entsetzen erfaßte Alle. Der Kadett war stadtbekannt. Niemand wollte glauben, daß er sterben müsse.

Was konnte denn dieser liebe, brave, junge Mensch verbrochen haben?

Bärenklau knirschte in sich hinein, als er diese und ähnliche Ausrufe vernahm.

Geht und fragt den Obersten, redet ihm in's Gewissen, zwingt sein Herz zu menschlichen Gefühlen! So hätte er der Menge zurufen mögen, allein die Subordination gebot ihm zu schweigen. Sein Herz hatte er indeß nicht so in der Gewalt, wie seine Zunge. Es pochte zum Zerspringen. Er kam sich selbst wie ein Verurtheilter vor, und wer weiß, wem der Weg zur Richtstätte schwerer wurde, dem Kadetten oder dem Lieutenant.

Endlich war das Kommando draußen angelangt. Die Menschenmenge, die ihm das Geleite gegeben hatte, drängte sich heran. Bärenklau wußte warum. Sie wollte das Urtheil hören, denn das Militärstrafgesetzbuch schrieb vor, daß dasselbe dem Verbrecher auf der Richtstätte von einem Auditeur noch einmal vorzulesen, und der Stab über ihn zu brechen ist. Aber ein Auditeur war nicht zugegen, und er hatte kein Urtheil zu verlesen, sondern den Mann einfach erschießen zu lassen.

Jetzt erst trat seine Pflicht ihm in ihrer ganzen entsetzlichen Rechtswidrigkeit vor Augen.

Thu's nicht, erniedrige Dich nicht zum Werkzeuge eines halb wahnsinnigen Tyrannen! Das ist ja Mord! So schrie es in ihm. Beklommen blickte er nach der Stadt zurück. Er hoffte

doch noch, von dort den Reiter mit dem wehenden weißen Tuche, dem Zeichen des Pardons, in der Hand heranbrausen zu sehen.

Doch kein Reiter ließ sich blicken. Er winkte, und ein Kamerad des Kadetten legte demselben die Binde um die Augen. Er hatte Abschied vom Lichte genommen. Das Exekutionspeloton trat vor. Die Leute blickten finster darein; sie fühlten eben, daß hier nicht der Gerechtigkeit Genüge, sondern ein himmelschreiendes Unrecht geschehe.

Indeß auch in ihnen lebte das Bewußtsein der Subordination. Ein Säbelwink, und sie machten ihre Schußwaffen geräuschlos bereit, ein zweiter Wink, und sie näherten sich bis auf zehn Schritte Entfernung dem Kadetten.

Noch sprach der Geistliche mit ihm.

„Ich werde getreulich erfüllen, was Du mir aufgetragen hast, mein Sohn! Dein Herz ist rein, Dein Name ohne Makel, stirb ruhig, Du gehst ein zu Himmelshöhen." So flüsterte der Priester, und über das Angesicht des jungen Mannes zog's wie ein Schimmer der Verklärung.

In diesem Augenblick brach die Sonne siegreich durch den dichten Nebel und küßte die bleichen Lippen des dem Tode Geweihten.

„Kameraden, zielt gut!" rief er aus.

Bärenklau warf einen letzten Blick nach der Stadt zurück. Der ersehnte Reiter zeigte sich nicht. Er durfte nicht länger zögern. Die schwerste Pflicht des Soldaten mußte erfüllt werden. Sein Säbel senkte sich, die Schüsse krachten. Der Kadett brach lautlos zusammen. Er war todt.

In der Stadt herrschte ein dumpfes Murren. Die Bürger hatten das Gefühl, daß ein großes Unrecht geschehen sei, und auch die Offiziere der Garnison konnten das Vorgehen des Obersten nicht entschuldigen. Die Soldaten schwiegen; alle Dienstesfreudigkeit war dahin.

Nur Simonyi war der Alte. Er that so, als ob nichts geschehen wäre. Wahrscheinlich aber mochte er doch Gewissensbisse fühlen, denn er blieb häufiger zu Hause, als er dies sonst zu thun pflegte.

Und dann, als eines Tages — er stand gerade vor der Front des Regiments und hielt demselben eine seiner berühmten Standreden — ein Kurier aus Temesvar, dem Sitze des Generalkommandos, an ihn heransprengte und ihm einen großen Brief überreichte, da erbleichte er wohl zum ersten Male während seiner Soldatenlaufbahn.

Er las sofort die Botschaft.

„Herr Oberstlieutenant," sagte er dann mit stockender Stimme, „ich bin abberufen. Sie übernehmen das Regimentskommando!" Damit jagte er davon.

Wenige Stunden später hatte er die Stadt verlassen. Er war in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen worden auf Befehl des Kaisers Franz I., bei dem der Vater des erschossenen Kadetten wegen Ermordung seines Sohnes Klage geführt hatte.

„Es ist nit möglich, daß sich der Simonyi so weit vergessen haben könnt'!" rief der Monarch damals aus, ordnete aber in gewohnter Gerechtigkeitsliebe sofort die strengste kriegsgerichtliche Untersuchung an.

Die Kunde hiervon wirkte wie ein Ereigniß. Es ist nicht möglich! hieß es überall.

„Es ist nicht möglich, wenn es aber dennoch wäre, dann bittet inständigst um Gnade für den St. Georgs-Ordensritter Simonyi, Eurer Majestät allergetreuester Freund und Bruder Alexander I., Zar von Rußland." Aehnlich schrieben die Könige von Preußen und England, Friedrich Wilhelm III. und Georg IV., und aus Marcigny, jener französischen Stadt, wo Simonyi während der Okkupation kommandirt hatte, kam eine weibliche Deputation der dortigen Damenwelt nach Wien und bat den Kaiser, ihrem einstigen edlen und ritterlichen Feinde kein Haar zu krümmen.

Es ist nicht möglich! So dachten wohl auch diese Damen, denn Simonyi hatte sich ihnen von der liebenswürdigsten Seite gezeigt; aber bald stand's schwarz auf weiß, das niederschmetternde: Schuldig! Simonyi hatte vergebens versucht, die Erschießung des Kadetten zu rechtfertigen. Das aus Offizieren und Soldaten aller Grade zusammengesetzte Kriegsgericht erblickte darin mit Recht ein Verbrechen und verurtheilte den ruhmgekrönten Schlachtenhelden zum schweren Kerker. Und damit war der Verlust des Offiziersranges, des Adels, sowie sämmtlicher Orden und Würden verbunden, die sich Simonyi während seiner vierundzwanzigjährigen Soldatenlaufbahn errungen hatte.

Kaiser Franz brach in Thränen aus, als ihm das Urtheil des Kriegsgerichtes zur Bestätigung vorgelegt wurde.

Der glänzenden Leistungen Simonyi's gedenkend, mochte er sich zumal der Schlacht am Gardasee (1796) erinnern. Schon war dieselbe verloren. Alles flüchtete, und in dem Momente, als es den Franzosen gelang, auch das den Rückzug deckende Korps zu werfen und dreißig demselben abgenommene Kanonen gegen die Oesterreicher zu kehren, schwebte deren Armee in der Gefahr, in den See geworfen zu werden. Simonyi, damals Oberlieutenant, sah dies kaum, als er sich auch schon mit einer Handvoll Husaren auf die feuer- und verderbenspeienden Geschütze stürzte. Nach kurzem, furchtbarem Ringen waren sie sein, er hatte die ganze Armee gerettet. Der Maria Theresia-Orden, die höchste militärische Auszeichnung, sowie die Verleihung des Freiherrnstandes waren der Lohn gewesen. Außerdem hatte ihn der Kaiser seiner steten unwandelbaren Gnade versichert. Und nun ein Federzug — und Alles war dahin. Immer reichlicher flossen des gütigen Herrschers Thränen. Auch er stand vor einer schweren, vielleicht der schwersten Pflicht seines Lebens. Eine Stunde verging und noch immer hatte er nicht unterschrieben, wie denn seine Umgebung überhaupt des Glaubens war, daß er die Fürbitte dreier Herrscher nicht unbeachtet lassen werde.

Aber sie täuschten sich. Des Kaisers Wahlspruch lautete: „Die Gerechtigkeit ist der Grundstein der Staaten," und Gerechtigkeit sollte und mußte geübt werden. Simonyi hatte durch seine schändliche That seine früheren Verdienste ausgelöscht. Der Kaiser nahm die Feder und setzte seinen Namen unter das Urtheil.

Als dies Simonyi verkündet wurde, brach er zusammen. Das hatte er nicht erwartet; im Gegentheile, von der unleugbaren Größe seiner Verdienste Rettung gehofft. Vergebens! Nicht einmal eine Milderung seines harten Looses wurde ihm gewährt. Als gemeiner Sträfling kam er nach Arad auf die Festung, und dort hat er zumeist an dem kleinen, stark vergitterten Fenster seiner Zelle gestanden, hinaus geblickt in die schöne Welt, sehnend und verzagend — ein gebrochener, verlorener Mann. Er siechte dahin und starb schon im ersten Jahre seiner Haft, und Niemand weiß heute, wo seine Knochen bleichen. Ausgelöscht ist sein Name aus dem Buche der Unsterblichen, und nur selten wird er genannt, er, der ein leuchtendes Vorbild der Tapferkeit geworden wäre für alle Zeiten, wenn er es verstanden hätte, die wilden Triebe seines Charakters zu bezähmen, und sich den Gesetzen der Vernunft, des Rechtes und der Moral, sowie den Forderungen der besseren Einsicht so zu unterwerfen, wie sich Lieutenant Bärenklau der hauptsächlichsten Vorschrift seines Standes, der Subordination, unterworfen hatte.

Niemand machte diesem denn auch nur den leisesten Vorwurf daraus. Im Gegentheile, es wurde öffentlich anerkannt, er habe nur so und nicht anders handeln können, ohne ein schlechtes Beispiel zu geben und die Zahl der Opfer Simonyi's zu vermehren. Und dieses Bewußtsein war der Hort seines Seelenfriedens. Mit Wehmuth gedachte er Szolnoki's, allein nie trübte der Gedanke die Freuden seines Lebens, daß er auch die schwerste Pflicht des Soldaten getreu erfüllte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Boieldieu und die schwarze Dame. — Als Adrian Boieldieu, der nachmalige berühmte Komponist der schönen Oper „Die weiße Dame", 1795 als neunzehnjähriger Jüngling von Rouen, seiner Vaterstadt, nach Paris kam mit der Partitur einer kleinen komischen Oper, auf deren Erfolg er alle seine Hoffnungen setzte, da sagten ihm einige musikalische Autoritäten, an welche er sich wandte, darunter Cherubini und Kreutzer, daß seine Oper gar nichts tauge, und er mußte zu der traurigen Ueberzeugung gelangen, daß das Urtheil dieser Sachkenner richtig sei. Um seine Existenz nur nothdürftig fristen zu können, sah er sich genöthigt, Klavierstimmer zu werden, denn als Musiklehrer vermochte er nicht sogleich Beschäftigung zu finden.

Sonst herrschte damals ein reges musikalisches Treiben in Paris. Es war ein Jahr nach dem Sturze der Schreckensregierung. Man athmete in der Hauptstadt erleichtert auf nach so vielen blutigen Greueln und wandte sich wieder der heiteren Kunst zu.

Boieldieu wurde eines Vormittags, als er gerade mit Beklemmung darüber nachdachte, wo er Geld hernehmen solle, um ein Mittagessen zu bezahlen, denn Kredit hatte er schon längst nicht mehr, in seinem Mansardenstübchen aufgesucht von einer schwarzgekleideten Zofe, die ihn bat, er möge gleich mitkommen, um in der Nachbarschaft ein Klavier zu stimmen bei ihrer Herrin, Fräulein Rosa Regnauld. Aeußerst froh darüber, eine Kleinigkeit verdienen zu können, folgte er sogleich der Zofe und wurde von ihr in ein stattliches Haus geführt, dessen Besitzerin sehr reich sein mußte, wie die prachtvolle Einrichtung der Zimmer bewies. Doch sah Alles düster und traurig aus. Die Möbelbezüge und Portièren waren dunkel, ja sogar alle Gemälde an den Wänden waren mit schwarzem Krepp dicht verhangen.

In einem kleinen Salon stand das Piano, ein kostbares Instrument, aber sehr verstimmt. Es war jedenfalls lange nicht darauf gespielt worden. Boieldieu machte sich sogleich eifrig an die Arbeit. Die Zofe hatte ihn verlassen. Das konnte ja auch nicht weiter auffällig erscheinen, denn es ist bekanntlich durchaus nicht angenehm, es mit anzuhören, wenn ein Klavier gestimmt wird.

Um sich zu überzeugen, ob seine Arbeit wohl gelungen, als er mit dem Stimmen fertig geworden, begann Boieldieu zu spielen. Er war ein trefflicher Virtuose. Die herrliche Klangfülle des Instrumentes entzückte ihn. Zuerst spielte er etwas Heiteres, dann eine einfache schwermüthige Weise.

Plötzlich vernahm er leises Schluchzen. Schnell endete er sein Spiel, wandte sich um und erblickte eine bleiche, in tiefschwarze Trauerkleidung gehüllte Dame.

Etwas verlegen stand der junge Musiker vom Tabouret auf und verneigte sich.

„Mein Herr," sprach die Dame, „ich hörte zuerst Ihr heiteres Klavierspiel und eilte herbei, um Ihnen zu sagen, daß in diesem Hause der Trauer keine heiteren Klänge ertönen dürfen. Aber da veränderten Sie Ihr Spiel und die schwermüthige Weise ertönte, die einst meine unglückliche Schwester so sehr liebte und oft spielte. Dadurch erschütterten Sie mein Gemüth auf's Tiefste."

Boieldieu murmelte einige verlegene Entschuldigungen.

„Sie haben doch wohl bemerkt, mein Herr," fuhr die Dame fort, „daß Alles in diesem Hause in Trauer gehüllt ist! Die Porträts meiner Familie und aller meiner Verwandten sind verhangen. Aber ich will Ihnen doch das Bildniß Derjenigen zeigen, die einst eben so schön und ergreifend, wie Sie, die schwermüthige Weise zu spielen verstand!"

Sie zog den Kreppvorhang von dem Bilde, welches über dem Piano an der Wand hing. Und der junge Musiker erblickte das trefflich gemalte Porträt eines jungen, schönen und etwas schwärmerisch aussehenden Mädchens.

„Es ist meine Schwester,“ sagte die schwarzgekleidete Dame, „ja, es ist die unglückliche Cäcilie Regnauld, die eine Märtyrerin werden wollte, wie Charlotte Corday, und es auch wirklich geworden ist.“

Der Name Regnauld war und ist ja in Paris ein sehr gewöhnlicher. Doch nach dem, was das bleiche Fräulein ihm eben gesagt hatte, begriff Boieldieu sogleich den Zusammenhang, denn natürlich hatte er Kenntniß von der Sache, wie damals Jedermann in Paris und in ganz Frankreich.

Als Robespierre auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, wurden zwei Mordversuche gegen ihn unternommen. Das erste Mal von einem Manne, Namens L'Amiral, dessen Anschlag völlig mißlang. Natürlich wurde er guillotinirt. Das zweite Attentat wollte ein junges Mädchen — Cäcilie Regnauld — verüben; aber sie kam nicht dazu. Denn durch die Dringlichkeit, mit welcher sie begehrte, Robespierre in seiner Wohnung zu sprechen, machte sie sich verdächtig. Man verhaftete sie und fand bei ihr zwei Dolche. Im Verhör machte sie gar kein Hehl aus ihrer Absicht. „Ich bin Royalistin,“ sagte sie, „und ich will nicht, daß Frankreich noch länger beherrscht werde von Robespierre und seinen blutdürftigen Jakobinern!“ Sie starb mit ungewöhnlichem Muthe unter dem Fallbeil. Aber in ihr blutiges Verhängniß wurden fast ihre sämmtlichen Verwandten mit verwickelt. Einige davon dienten mit Auszeichnung in den republikanischen Heeren. Man nahm aber an, daß sie von dem Mordplan des Mädchens Kenntniß gehabt hätten — man ergriff und guillotinirte sie Alle! So berichten übereinstimmend Thiers, Lacretelle, Mignet und andere Historiker der französischen Revolution in ihren großen Geschichtswerken darüber. Nur Cäciliens Schwester Rosa, welche sich glücklicherweise im Ausland befunden hatte, war der Verfolgungswuth und dem Tode entgangen. Nach Robespierre's Sturz und Hinrichtung kam sie zurück nach Frankreich als alleinige Erbin aller ihrer Verwandten.

„Ich habe den Entschluß gefaßt, mich wieder mit Musik zu beschäftigen, um wo möglich dadurch meinen Kummer ein wenig zu beschwichtigen,“ sagte sie weiter zu Boieldieu.

„Lange war Cäciliens Piano verstummt; auch darf niemals wieder eine heitere Weise darauf ertönen. Ich habe, nachdem ich Ihr Spiel gehört, von Ihrem musikalischen Talente eine gute Meinung gefaßt. Sie sind kein gewöhnlicher Klavierstimmer, sondern ein echter Künstler. Wollen Sie mein Lehrer sein? Auch müssen Sie mir zuweilen schwierige Kompositionen vorspielen.“

Boieldieu nahm selbstverständlich den vortheilhaften Antrag an. Und nun erhielt er auch bald noch mehr Schülerinnen und Schüler. Man wurde auf ihn aufmerksam und verschaffte ihm eine Anstellung als Lehrer am Konservatorium.

Im Jahre 1803 folgte er als Kapellmeister einem Rufe nach St. Petersburg und verweilte neun Jahre in Rußland. Dann kehrte er nach Paris zurück und schuf seine schönen Opern, darunter „Die weiße Dame“, welche ihn weltberühmt machte. Die „schwarze Dame“ aber, welche ihn zuerst auf den Weg des Glückes brachte, hat er in seinem ganzen Leben nicht vergessen, sondern sich ihrer stets dankbar erinnert. [F. L.]

Humoristisches.



Fatale Erklärung.

A.: Was bringt denn Deine junge Frau mit?

B.: Ich weiß nicht; als ich vor der Hochzeit meinen Schwiegervater darnach fragte, wurde er grob.

A.: Und nach der Hochzeit?

B.: Hm — da wurde er noch gröber.



Theorie und Praxis.

Prinzipal (wegen schlechter Kost vom Lehrling verklagt): Herr Richter, sagen Sie selbst, ist Schweinebraten nicht ein schönes Essen?

Richter (zum Lehrjungen): Junge, schämst Du Dich nicht, unter solchen Verhältnissen über schlechtes Essen zu klagen! Ist Schweinebraten nicht ein schönes Essen?

Lehrling: Ja, ein schönes Essen ist Schweinebraten, aber ich bekomme nie welchen!

Ein merkwürdiger Teppich ist derjenige, welcher in dem „Justirzimmer“ der Münze von San Francisco alljährlich verbrannt wird. Der feine Goldstaub, der immerwährend in dem Zimmer herumfliegt, setzt sich in solcher Menge in dem Gewebe fest, daß man im letzten Jahre aus dem vernichteten Teppich beispielsweise Gold im Werthe von rund 2600 Dollars gewann. [—dn—]

Das Recht und die Rechte. — Der berühmte Göttinger Gelehrte Lichtenberg sagte einst: „Um sicher Recht zu thun, braucht man sehr wenig vom Rechte zu wissen, allein um sicher Unrecht zu thun, muß man die Rechte studirt haben.“ [W. H.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 39:

Die Hoffnung auf Genuß ist fast so süß, als schon erfüllte Hoffnung.

Kapsel-Räthsel.

1) Amor, 2) Kanzler, 3) Abendland, 4) Rang, 5) Saline, 6) Gersau, 7) Rimini, 8) Liturgie, 9) Reiher, 10) Ode, 11) Semiramis, 12) Abel, 13) Lavendel, 14) Amalfi, 15) Schere, 16) Insekt, 17) Raub, 18) Elisabeth, 19) Esse, 20) Nassau, 21) Geltung, 22) Arles, 23) Pech, 24) Truhe, 25) Ideal, 26) Mosenthal, 27) Eber, 28) Wursthaut, 29) Elle, 30) Igel, 31) Benno, 32) Ahnung.

Durch Verbindung mehrerer unmittelbar aufeinander folgender Buchstaben von zwei oder drei Wörtern sollen 22 neue Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben. Als Beispiel diene: 1) Hand, 2) Ecke, 3) Lende, 4) Selma, 5) Don, 6) Nachod = 1) Deckel, 2) Esel, 3) Madonna. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Räthsel.

Es nennt mein Räthselwort, was Jeder braucht,
Was Jeder haben will und Keiner sein;
Doch ist er's unbedingt, wenn er's verlor,
Mag ihm das Glück sonst noch so viel verleih'n.
[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösungen von Nr. 39: der dreisilbigen Charade: Herberge; des Buchstaben-Räthsels: Zecher — Becher.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.